Schule und Gesundheit.

Eine hygieinische Studie.

Die Klagen, die man jetzt so oft aussprechen hört, das über der geistigen Ausbildung des Menschengeschlechtes die Pflege des Körpers vernachlässigt werde, sind keineswegs neu. Schon im vorigen Jahrhundert machten Aerzte wie Peter Frank, Hufeland u. A. auf die Gefahren aufmerksam, welche aus der einseitig intellektuellen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes für die Gesundheit sich ergeben.

In neuester Zeit sind es vor Allen die mit dem Anwachsen des Bildungsstoffes sich stetig vermehrenden Anforderungen an die Ausbildung unserer Jugend, die Ueberreizung und Ueberanstrengung des noch in der Entwickelung begriffenen jugendlichen Gehirns, gegen die von den verschiedensten Seiten Einsprüche erhoben werden, ohne das jedoch diese Warnungsstimmen bis jetzt vermocht hätten, solche Aenderungen in unserem Unterrichtssystem zu veranlassen, die zur Beseitigung dieser Uebelstände führen könnten.

Unter denjenigen Anomalien und krankhaften Zuständen, deren Entstehung, resp. Verschlimmerung dem Schulunterrichte zugeschrieben wird, steht, was Häufigkeit anlangt, die Kurzsichtigkeit und Sehschwäche — ein Leiden, das, wenn nicht genügende Augendiät und sonstige Behandlung in Anwendung kommt, sich bis zum völligen Verlust der Sehkraft steigern kann — wohl obenan. Daß dasselbe ebensowohl durch die Anstrengungen des Auges während des Schulunterrichts wie durch das Uebermaß der häuslichen Arbeiten und das anhaltende Lesen und Schreiben in den Abendstunden bei oft ganz mangelhafter Beleuchtung hervorgerufen oder verschlimmert wird, haben neuere Untersuchungen zur Evidenz nachgewiesen. So hat z. B. Professor Colin festgestellt, daß die Anzahl der Kurzsichtigen in den neuesten Klassen anfange und von Klasse zu Klasse und von Schulkategorie zu Schulkategorie zunehme, also in gleicher Progression mit der Beschäftigung des Schülers und dann, daß nicht blos die Zahl der Kurzsichtigen, sondern auch der Grad der Kurzsichtigkeit von Klasse zu Klasse steige.

Daß die Grade und Procentsätze dieses Leidens im Verhältniß stehen zu der Arbeit, welche dem Organe zugemuthet wird, geht auch aus den Beobachtungen von Seggel hervor, welcher die Augen von Angehörigen verschiedener Berufsklassen auf ihre Refraktion (Brechung der Lichtstrahlen im Auge) untersuchte und fand, daß von der Landbevölkerung nur 2 pCt., von Arbeitern und Taglöhnern 4 pCt., von Handwerkern 9 pCt., von Kaufleuten, Schreibern und Schriftsetzern 44 pCt., von Gymnasialabiturienten aber sogar 65 pCt., mit Kurzsichtigkeit behaftet sind.

An den soeben erwähnten abnormen Zustand des Sehorgans schließen sich die bekannten Schulkopfschmerzen und das Nasenbluten der Kinder, die sich in den verschiedenen Schulen bei 11 bis 40 pCt. der Schüler finden und ebensowohl der Anstrengung des Auges beim Lesen und Schreiben, wie der stundenlang fortgesetzten Hirn- und Geistesthätigkeit jugendlicher Individuen ihre Entstehung verdanken, aufs Engste an. — Weiterhin sind unter den nachtheiligen Folgen der Arbeitsüberbürdung der Schüler Störungen im Berichte der Verdauungsorgane — die Folgen des vielen Sitzens — ferner auch erhöhte Reizbarkeit und Schwäche des gesammten Nervensystems hier zu erwähnen. Letztere zeigt sich am Auffallendsten in Mädchenschulen und Pensionsanstalten, wo, um durch einen imposanten Studienplan für die betreffende Anstalt Reklame zu machen, die Anforderungen an die Leistungen der Zöglinge möglichst hoch geschraubt werden, die durch die übermäßige Anstrengung und den Mangel an Bewegung bei den Mädchen hervorgerufenen Gesundheitsstörungen wie: Nervenschwäche, Bleichsucht, Congestion der Beckenorgane u. s. w. — Zustände, die gerade für die zukünftigen Mütter und Erzieherinnen höchst verhängnißvoll sind und häufig den Ausgangspunkt lebenslänglichen Siechthums bilden — keine Berücksichtigung finden.

Die schwerwiegendste Anklage, welche aber gegen unser jetziges Schulsystem erhoben wird, ist diejenige, welche behauptet, daß es sich für die Athmungsorgane schädlich erweise und die Entstehung der Lungenschwindsucht befördere. Daß der Aufenthalt in geschlossenen Räumen, deren Luft mit Ausdünstungs- und Ausathmungsstoffen beladen ist — wie dies in den besuchteren Klassen der Schulen gewöhnlich der Fall ist — an und für sich auf die Respirationsorgane nachtheilig einwirkt, ist unzweifelhaft und auch neuerdings wiederum durch Vergleiche zwischen dem Procentsatz der Todesfälle an Phtisis in ackerbautreibenden und Fabrikdistrikten — die Lungenschwindsucht nimmt überall zu, wo eine größere Anzahl Personen in geschlossenen Räumen stundenlang beschäftigt wird — bestätigt worden. Für den Schüler kommt aber außer den aus der Luftverschlechterung sich ergebenden Schädlichkeiten auch das stundenlange Sitzen mit mehr oder weniger vorgebeugter Haltung und die hierdurch bewirkte Compression des Luftkastens und die Mangelhaftigkeit der Athembewegung mit in Betracht, indem gerade durch diese zu langsame und zu oberflächliche Athmung und die damit verbundene geringe Ausdehnung des obersten Brustsegments die Entstehung der in den Lungenspitzen zuerst auftretenden tuberculösen Krankheitsprozesse außerordentlich begünstigt wird.

Außer diesen Gesundheitsstörungen giebt es aber noch anderweitige, aus der Arbeitsüberbürdung der Schüler resultirende Nachtheile, die zwar weniger in die Augen fallen, aber doch die Aufmerksamkeit des Hygienikers und Pädagogen in nicht geringerem Maße verdienen. Mit Recht wird nämlich geklagt, daß unserer Jugend die geistige Elasticität und Produktivität immer mehr verloren gehe, daß ebenso, wie eine Ueberladung des Magens mit Speise Verdauungsstörungen hervorruft, von der großen Masse des dem jugendlichen Gehirn zugeführten Bildungsstoffes gewöhnlich ein großer Theil unverdaut bleibe; daß eben, weil zuviel gelernt werde und das Gelernte nicht in Fleisch und Blut übergehe, die eigentliche Lust am Lernen aufhöre und Wissenschaft in der Regel nicht sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr für das Examen und den Broderweb betrieben werde; ferner daß statt der Entwickelung des kritischen Verstandes, der Erziehung und Ausbildung der Sinne und des für so viele Berufszweige unentbehrlichen Beobachtungstalentes, statt der Schulung des logischen Denkens, der Entwickelung von Gemüth und Charakter in unseren heutigen Schulen nur eine oberflächliche Geistesdressur, die in der Regel mit dem Hochmuthe der Vielwisserei Hand in Hand geht, erzielt werde. — Eine andere Anklage gegen das jetzt herrschende Schulsystem beruft sich nicht ohne Grund darauf, daß in unseren Bildungsanstalten eine Berücksichtigung individueller Anlagen, ein liebevolles Eingehen auf gewisse Liebhabereien der Kinder — aus denen sich, wenn sie richtig gepflegt oder doch wenigstens nicht unterdrückt werden, häufig eigenartige Talente entwickeln — keinen Platz finde, daß die schablonenhafte Ausbildung, die unser jetziges Unterrichtssystem verleiht, wohl den Durchnittsmenschen unseres Zeitalters zu produziren vermag, für die Entwickelung hervorragender Köpfe und bahnbrechender Forscher aber ungünstig ist, das mag schon Alexander v. Humboldt erkannt haben, wenn er auf seine Jugendjahre zurückblickend schreibt: „Ich war 18 Jahre alt und konnte so gut wie gar Nichts, meine Lehrer glaubten auch, daß es nicht viel mit mir werden würde und es hat es doch auch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen."

Schwieriger als der Aufweis der Gefahren, welche unser modernes Schulwesen der körperlichen und geistigen Gesundheit bereitet, ist freilich die Lösung des schwierigen Problems, wie die große Menge des Unterrichtsstoffes mit der nothwendigen Schonung der physischen und geistigen Constitution zu vereinen, die intellektuellen Fähigkeiten des jugendlichen Individuums zu entwickeln und demselben ein gewisses Maß von Kenntnissen beizubringen sei, ohne die Gesundheit zu schädigen und ohne von jenem Kapital, dessen Besitz für die späteren Lebensstadien von außerordentlicher Wichtigkeit ist, von der geistigen Frische und Elasticität etwas zu verausgaben. Bezüglich der hier in Betracht kommenden Principien weist E. Wiß in einem Artikel: „Ueber Schulgesundheitspflege" darauf hin, daß man behufs Abstellung der oben erwähnten Uebelstände vor Allem zwei Grundsätze im Auge behalten müsse, nämlich 1) in quantitativer Beziehung: Maaßhalten im Lernen, 2) in qualitativer Beziehung: harmonische Ausbildung des ganzen Menschen. Was ersteren Punkt anlangt, so möchten wir allen Gegnern einer Beschränkung des Stundenplanes — und es gibt nicht wenige Schulmänner und Laien, welche, ohne die im Obigen geschilderten Gefahren zu berücksichtigen, sich einer Abschaffung einzelner Unterrichtsstunden und einer Reduktion der Arbeitszeit widersetzen — zu bedenken geben, daß der Endzweck aller Bildung darin bestehen muß, den Menschen sittlich gut und arbeitstüchtig zu machen, und daß nicht sowohl der Erwerb einer großen Menge von häufig unverdauten Kenntnissen, sondern vielmehr die durch den Unterricht gesteigerte Geistes- und Urtheilskraft, die Fähigkeit, das Erlernte geistig zu verarbeiten und für das Leben zu benutzen, auf dem in der Schule gelegte Fundament weiter zu bauen, uns diesem Ziele näher bringen.

Wie die Einschränkung der Schul- und Arbeitsstunden im gegebenen Falle zu bewirken ist, welche Fächer in den betreffenden Schulklassen in Wegfall kommen müssen, kann an dieser Stelle nicht eingehend erörtert werden.

Durch die in den mittleren und höheren Schulen einzuführende Reduktion in der Zahl der Schul- und häuslichen Arbeitsstunden — event. auch durch eine Verlängerung der Zeit, die der Schüler in diesen Anstalten zuzubringen hat — würde ferner auch die Möglichkeit gegeben sein, zwei Maßregeln in das Unterrichtswesen einzuführen, die uns von größter Bedeutung für das gesundheitliche Gedeihen und spätere Wohlergehen der Jugend zu sein scheinen, nämlich: 1) das Einführen der Volksgesundheitslehre in den Schulunterricht. Was ersteren Punkt anlangt, so liegt der Nutzen, der sich aus dem Aufgeben des Nachmittagsunterrichts für die körperliche Entwickelung der Schüler ergeben würde, so auf der Hand, daß es kaum erforderlich ist, hierüber noch etwas zu bemerken. Wir würden diese Maßregel selbst dann befürworten, wenn es sich nöthig erweisen sollte, zur Compensirung des Verlustes an Schulstunden den Morgenunterricht — selbstverständlich mit viertelstündlichen Pausen zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden — bis 1 Uhr Mittags auszudehnen. Die vakant werdenden Nachmittage wären aber nicht den Schülern zu diskretionärer Verfügung zu überlassen, sondern zu Leibesübungen, Turnen und Schulspielen, unter Leitung der Lehrer zu verwenden. Das Turnen, das einst für demagogisch anrüchig galt und durch den Unverstand der Regierungen bis vor wenigen Jahrzehnten gänzlich aus den Schulen verbannt war, wird auch jetzt in den Unterrichtsanstalten noch nicht mit der Energie betrieben, die diese der Körperstählung dienenden Exercitien verdienen. Es sollte daher die Zahl der wöchentlichen Turnstunden vermehrt und auf alle Weise dahin gestrebt werden, diese Uebungen bei den Schülern beliebt zu machen. Ebenso kann den Lehrern nicht genug empfohlen werden, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die bekannten Schulspiele (Criquet, Fußball u. dergl.), die bei der englischen Jugend sich solcher Popularität erfreuen, auch bei uns sich einbürgern. Von unsern Vettern jenseits des Kanals können wir Deutschen, was Gesundheitspflege anlangt, überhaupt noch Vieles lernen und daß neben den soeben erwähnten Spielen auch ihr Sportwesen, ihre Reitübungen, Ruderfahrten, das Bogenschießen ihrer jungen Damen und die übrigen körperlichen Uebungen zur Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit der Theilnehmer erheblich beitragen, ist bisher viel zu wenig gewürdigt worden. Dies nur beiläufig. Um auf die Verwendung der von Unterrichtsstunden befreiten Nachmittage zurückzukommen, so wäre während der günstigen Jahreszeit ein Nachmittag wöchentlich zu gemeinschaftlichen Exkursionen zu benützen. Die Ausflüge geben nicht nur Gelegenheit, durch lange Märsche den Körper zu stählen: sondern sie dienen auch dazu, in dem Schüler Lust und Liebe an der Natur zu erwecken und das nicht genug zu schätzende Talent der Naturbeobachtung zur Entwickelung zu bringen. Sie könnten außerdem von Seiten des die Exkursion leitenden Lehrers zu botanischen, mineralogischen und anderweitigen naturgeschichtlichen Demonstrationen benutzt werden und würden wohl auch insofern segensreich wirken, als sie die Anbahnung eines intimeren Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler erleichtern und dem Ersteren Gelegenheit geben, die Eigenthümlichkeiten und Talente seiner Schutzbefohlenen genauer als sonst der Fall ist, kennen zu lernen. Nicht gering anzuschlagen ist ferner auch der Umstand, daß gerade ein solches Vertrauensverhältniß, wie es sich durch persönlichen Umgang außerhalb der Schulstunden zwischen Lehrer und Schüler am leichtesten herausbildet, besonders geeignet erscheint, jugendliche Exzesse zu verhüten und der Bildung der neuerdings in vielen höheren Unterrichts-Anstalten bestehenden Schülerverbindungen entgegenzuwirken.

Was den zweiten Punkt, den wir erwähnten, die Einführung der Gesundheitslehre in den Lehrplan der öffentlichen Schulen anbetrifft, wie solche in vielen Schulen Hollands, Englands, Belgiens und der Schweiz bereits gelehrt wird, so bemerkt Märklin sehr treffend: „Aus den deutschen Schulen gehen die Schüler und Schülerinnen hervor ausgerüstet mit vielen nützlichen und schönen Kenntnissen, die es ihnen ermöglichen, tüchtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden und die ihnen Erwerb und geachtete Stellung sichern, aber von der Kunst des langen Lebens, von der Erhaltung der geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit, von der Erkenntniß dessen, was von dem Einzelnen und von der Gesammtheit geschehen muß, um Krankheit, Siechthum und Tod, soweit es überhaupt möglich ist, fern zu halten — davon haben bis jetzt nur sehr Wenige eine klare Vorstellung." Ganz abgesehen davon, daß es für einen Jeden, der den zahlreichen, die menschliche Gesundheit bedrohenden Gefahren aus dem Wege gehen will, unbedingt erforderlich ist, sich mit den Grundzügen der Hygiene vertraut zu machen, ist auch innerlich der Gemeinde und des Staates an eine Einrichtung und Wirksamkeit gesundheitlicher Vorkehrungen und Anlagen nicht zu denken, wenn nicht die Gemeindeglieder und Staatsangehörigen von den wichtigsten Maximen dieser Wissenschaft einige Kenntniß und für deren Bedeutung volles Verständniß besitzen.

Zum Schlusse unserer Erörterungen über die für die Gesundheit der Schüler aus der Arbeitsüberbürdung erwachsenden Gefahren und die zur Beseitigung dieser Uebelstände zu ergreifenden Maßregeln hätten wir noch einer Forderung zu gedenken, die sich aus dem Gesagten mit logischer Nothwendigkeit ergiebt und ohne die ein Fortschritt in der Schulhygiene kaum denkbar ist. Dieselbe besteht darin, daß in allen Schulbehörden neben Verwaltungsbeamten und Mitgliedern der Vertretungen, welchen die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zusteht, auch ärztliche Sachverständige Sitz und Stimme haben, um gegebenen Falles gegen eine Uebertretung anerkannter hygienischer Grundsätze ein Veto einzulegen. Durch Hinzuziehung von Aerzten naturwissenschaftlich gebildeten Männern würden den jetzt in den starren Formen festgebannten Schulverwaltungen neue belebende Elemente zugeführt werden und Vorkommnisse, wie sie jetzt gar nicht sein sollen — daß z. B. ein Lehrer, um sich bei dem die Anstalt revidirenden Schulrath in Ansehen zu bringen, ohne Berücksichtigung der gesundheitlichen Interessen die Anforderungen an die Schüler aufs Höchste steigert — solche Mißbräuche dürften, wenn die soeben erwähnte Organisation der Verwaltungen zur Ausführung kommt, in Zukunft wohl unmöglich sein.

Wer des Ausspruches von J. Stuart-Mill gedenkt: „Der Werth eines Staates ist schließlich der Werth der Individuen, die ihn bilden" und sich daran erinnert, daß letzterer (nämlich der Werth der Individuen) durch Unterricht und Erziehung bestimmt wird, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die im Vorhergehenden erörterten Fragen der Schulhygiene zugleich Fragen der nationalen Entwickelung sind.

Dr. M. Alsberg.

Eine fürstliche Leibköchin.

Historische Humoreske von Fritz Eckartstein.

Der Vater des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, der alte Paul Friedrich, war einer der leutseligsten, jovialsten Fürsten, die je ein Volk beherrschten. Feind jedes lästigen Ceremoniels, streifte er oft in Begleitung eines einzigen Jägers, die Büchse über der Schulter, in Wald und Feld umher, unterhielt sich mit den ihm begegnenden Landleuten, sprach im ersten besten Bauernhause vor und ließ sich einen „Schluck" zum obligaten „Happen" Speck oder Schinken serviren.

Schlicht wie sein Wesen war auch sein Gewand, und bei diesen Jagdstreifereien unterschied er sich durch Nichts von demjenigen seines Begleiters. Lederne Hosen, hohe Stulpenstiefel, eine graue Joppe und grüne Mütze bildeten die stehende Jagdtoilette, und wer den Großherzog nicht kannte, erfuhr oft erst viel später, daß es der Monarch gewesen, der so freundlich nach dem Ernteertrag oder dem Preise des Korns gefragt, der manchem Klagenden einen Thaler in die schwielige Hand gedrückt hatte, „dör de Gören", wie er bei solcher Gelegenheit freundlich zu sagen pflegte.

Bei Ludwigslust, der zweiten Residenz des Schweriner Landes, dehnt sich eine öde Haide, im Volk „de grise Geegend" (graue Gegend) genannt, stundenweit aus. Armselige Dörfer ziehen sich vereinzelt durch dieselbe, reichlicher liegen dort die sogenannten „Ausbaue", d. h. einzelne Bauernhöfe, da der Boden nur oasenweise ergiebig ist und nur den Einzelnen ernährt. Hier jagte der Fürst gern, da die am Rande mit Waldungen umkränzte Haide reichen Wildstand und besonders viele Zugvögel beherbergt.

Eines Tages hatte der Großherzog zwei prächtige Hasen geschossen und sich dabei weiter in die Haide gewagt, als er sonst zu thun pflegte. Er war hungrig und müde und setzte sich erschöpft am Rande eines Grabens nieder, indem er zu seinem Begleiter sagte: „Berghausen, seht 'mal nach, ob hinter jenem Tannengestrüpp vielleicht ein Ausbau steht, ich bin wirklich so marode, daß ich nicht weiter kann."

Doch ehe Berghausen drei Schritte gemacht hatte, sagte eine rauhe weibliche Stimme hinter ihnen:

„Ja, dat ist mein Hus, wat will'n de Kierls dor?"

Paul Friedrich sah sich die massive Gestalt der Bäuerin an, die am Brombeergeranke hinterm Graben die Beeren ablas, und über ihre Grobheit mühsam das Lachen verbeißend, erklärte er ihr seine Gründe:

„Seht Mutter, wir sind hungrig, durstig und müde, wenn Ihr uns den Hasen braten wollt, so schenke ich Euch den anderen, und einen Thaler noch obendrein für die Mühe."

Die alte derbe Bauersfrau war mit einem großen Schritt über den Graben, brummte zwar etwas von „Prahlen und Dickthun", doch ergriff sie beide Hasen und hing sie sich quer über die breite Schulter. Dann nahm sie ihren mit Brombeeren bis zum Rande gefüllten Topf auf und ging wortlos über die Haide, gefolgt von ihren beiden unwillkommenen Gästen. Hinter dem Tannengewirr stand ihr kleines Haus, sie schritt voran über die Scheunendiele, öffnete im Hintergrunde eine niedere Thür, deutete den Männern hineinzugehen, und ließ sie allein.

Draußen rief sie nach der Magd, ließ den Hasen von ihr abhäuten, sie selbst entzündete das Heerdfeuer und die drinnen hörten sie in ihrer derben Manier laut mit den Geschirren poltern.

Berghausen, mit keinem Wort verrathen, wer ich bin," warnte der Großherzog den Jäger, „das giebt einen Hauptspaß, die Alte ist homerisch grob," und vergnügt lachend warf er sich in den Großvaterstuhl, daß es knackte. „Zieht mir den linken Stiefel aus," fuhr er fort, „ich habe mir den Fuß wundgelaufen," und eben bückte sich der Diener, um dem Befehl Folge zu leisten, als die Alte eintrat.

„Na, dat is jo kunterbunt," fing sie, beide Arme in die Seite gestemmt, an, und warf ihrem Landesherrn zweideutige Blicke zu: „de junge Kierl räckelt dor in'n Sorgenstuhl und de Oll steht dorbi. Hört sick dat, he?"

„Seht nur, Mutter," begütigte der Großherzog, „ich habe mir den Fuß wundgelaufen, deshalb mache ich's mir ein wenig bequem."

Der Fuß zeigte eine erhebliche Schürfung. — Die Alte entfernte sich ohne Weiteres, kehrte aber sofort mit lauem Wasser und etwas Schweinefett zurück und badete sans façon den kranken Fuß, rieb ihn behutsam ein und umwickelte ihn mit altem Linnen. Dabei verfuhr sie weiblich zart und manierlich.

Der Fürst dankte ihr und frug dann wieder in seiner gemüthlichen Weise: „Hauft Ihr hier draußen ganz allein mit der Magd, ohne Knecht oder sonstige Mannsperson?"

Rasch war ihr Mißtrauen wieder wach und sie knurrte: „Woza will hei dat weten, ki mi is nix to halen."

Auf ein weiteres Gespräch ließ sie sich nicht ein, und als sie hinaus war, meinte Berghausen: „Na, Hoheit, wenn der Hase überhaupt nur genießbar wird, können wir Gott danken, die versteht gewiß so viel vom Kochen, wie ich vom Seiltanzen."

Allein der alte Jägersmann irrte. Nach einer Stunde etwa deckte die Bäuerin ein sauberes Tuch über den rohen tannenen Tisch, stellte drei Gedecke auf und brachte den gebratenen Meister Lampe auf die Tafel. Goldig braun lächelte er aus einer Rahmsauce hervor, in welcher eine Handvoll frischer Champignons schwammen, frisch gesottene Kartoffeln und süßes Brombeermus vollendeten das lockende Mahl.

Die Bäuerin setzte sich obenan, schnitt den Hasen vor, aß selbst ein Stückchen davon und wurde auch ganz zutraulich, als man ihre vorzügliche Kochkunst rühmte und sie fragte, wo sie solche erlernt.

„Dat hemw ick all von mi fülfst liernt," entgegnete sie stolz, „doht got rin, ward got sin, dortau bruckt man nich to studiren."

„Wirklich, so hat's mir seit undenklichen Zeiten nicht geschmeckt," lobte der Großherzog das Mahl, „und ich bin überzeugt, besser hat heute nicht einmal der Großherzog gespeist."

„Wat Ji woll von'n Großherzog weit," meinte geringschätzig die Alte und sah auf des Herrn wundgegangenen Fuß. „De itt man blot von gulden Töllers un föhrt ümmer mit acht Pier in'n gulden Wagen und de drigt luter fein' Kleeder un upe'e Bost grote Stierns von blanke Steen un all so'n prachtvullen Kram. Vör dörtig Johr hew ick den ollen Friedrich Franz bi'n Intog in Ludwigslust seihn. Dor hew ick dat all' so seihn, as ick seggt hew."

Der Großherzog lachte: „Bei der Krönung und bei feierlichen Gelegenheiten allerdings, aber gewöhnlich geht es nicht so hoch her, Mutter," belehrte er sie, aber sie schüttelte verneinend den grauen Kopf:

„Na, wenn uck, äwer so'n gemeene Hasen ward uns hohe Herr säcker nicht eten, de kann hei jo all' Daag hewwen, un sick von sien Jägers scheeten laten."

„Aber er schießt sie sich am Liebsten selbst," behauptete der Fürst.

„Jh, hett hei denn Tid dortau?" meinte sie verwundert, „ick denk, de hätt ümmer 'nog to dauhn mit Regieren!"

Friedrich Franz schüttelte sich vor Lachen: „Aber um sieben Uhr ist Feierabend, dann geht er noch ein Stündchen auf den Anstand, und zuweilen läßt er sich Ferien geben, dann reist er auf die Jagd."

„Ji sihd woll von sien Jägers?" fragte sie aufmerksam geworden.

Der Großherzog nickte: „Ja, ja, jedesmal wenn es Ferien giebt, sagt er's mir zuerst, und oft geht er ganz allein mit mir und dem Berghausen da, auf Hühner- oder Hasenjagd," versicherte er ganz ernsthaft.

Die Alte deckte den Tisch leer und Berghausen schlich ihr nach: Er hatte während des ganzen Mahls auf Kohlen gesessen und bei ihren Grobheiten gezittert, jetzt konnte er sich nicht länger enthalten, ihr die Aufklärung zu geben, wer sein Begleiter war. Er that es, während sie den neugeprägten Thaler besah, der ihr soeben als Lohn geworden.

„Aber Frau, Ihr habt heute ein Dutzendmal Hochverrath verübt," rief er beschwörend, beide Hände erhebend, „der Herr da drinnen ist ja unser leibhaftiger Großherzog."

Die Bäuerin lachte spöttisch auf und schob ihn bei Seite, dann sah sie doch betroffen das geprägte Bild des Fürsten an und ging wieder in die Hinterstube.

Hier hob sie von Luthers Bild den verblichenen Immortellenkranz, nahm dem Großherzog leicht die Jägerkappe ab und setzte ihm, der sie verwundert gewähren ließ, den Kranz auf. Dann warf sie prüfende Blicke auf den Thaler in ihrer Hand und verglich die Prägung mit des Monarchen Profil.

„Weet Gott, hei is uns Großherzog," rief sie endlich und hielt ihm die Hand hin: „Nix för ungaud, Herr Großherzog, wo sull ick dat weiten, dat Ji dat wert. Ja, wenn Ji mit'n gulden Wagen un acht Pier kamen wirt," schalt sie naiv, „äwer gor nix, rein gor nix, nich mal'n Stiern up'e Bost. Dat müt Ennen seggt warden, dat kan man doch, wet Gott, nich rücken."

„Da hast Du Recht, Mutter, das kannst Du allerdings nicht riechen," lachte er, herzlich ihre Hand drückend, „ich bin Dir auch gar nicht böse, und zum Beweis dafür will ich Dein Gast sein, so oft ich in diese Gegend komme."

„Dat sull'n Wort sien," schlug die Alte ganz vergnügt ein und sie ließ es nicht sich nehmen, ihn selbst eine Strecke Weges zu geleiten. An einem Pfad, der die Haide durchschnitt, machte sie Halt: „So, nu heww ick nich länger Tid, ick möt mien Swien faudern. nu möt Ji Jug alleen torecht finn'. Na, so veel hewt Ji ok woll liernt, dat Ji in' Ju eegen Lan'n Bescheid weet," meinte sie, schlug ihm vertraulich auf die Achsel, sagte, er solle „sien Ollsch" von ihr grüßen und ging mit starken Schritten heim.

Aber die Freundschaft dauerte nicht allzulange. Schon im nächsten Frühjahr erhielt sie einen gewaltigen Stoß. Die Alte sollte nämlich die geschossenen Schnepfen braten, und als sie die Vögel auftrug, rief Paul Friedrich ganz verdrießlich: „Aber Alte, was hast Du denn gemacht, hast ja die Schnepfen ausgenommen, welcher Unsinn!"

Die Bäuerin sah ihn ganz erstaunt an, als sie aber gewahrte, daß es ihm mit der Bemerkung durchaus Ernst sei, wurde sie verdrießlich und schalt hinterher auf die vornehmen Leute, die sogar die schmutzigen Eingeweide mitessen wollten.

Inzwischen verging der Sommer. Im Herbst kehrte Paul Friedrich nach Ludwigslust zurück und versäumte auch diesmal nicht bei seiner „Leibköchin" vorzusprechen und ihr die Zubereitung der geschossenen Wild-Enten aufzutragen. Braun und knuspercig trug sie die Vögel auf, der Großherzog schnitt sie an, legte aber mit einer Geberde des Abscheues Messer und Gabel nieder und hielt sich die Nase zu. Seine Begleiter folgten schleunigst seinem Beispiel.

„Donnerwetter, was hast Du gemacht, Mutter," rief der halb ohnmächtige Fürst, „Du hast ja die Vögel nicht ausgenommen, welch' scheußlicher Gestank!"

Das war der Guten denn doch zu viel. Beide Arme in die Seite gestemmt, kirschroth vor Zorn, schrie sie: „Dat weet ock de Duwel! Eemal freten de Herrn den Braden mit Dreck, un'n annermal ahn Dreck!"

Sofort entsann man sich der vorhergehenden Schnepfenaffaire und die Herren lachten sich fast zu Tod.

Die beleidigte Alte aber trug wüthend die Enten hinaus, und ersetzte sie durch einen geräucherten Schinken. „Dat weert letzte Mal," schalt sie noch immer hocherregt, „ick kahk nich mehr för Jug, Herr Großherzog. Bi Jug sall man immer Alles vörher rücken."

Der Monarch wischte sich die vor Lachen thränenden Augen: „Aber Alte, wenn Du auch nicht riechen konntest, daß ich der Großherzog bin," scherzte er, „Deine Enten riechen doch wirklich stark genug."

„Vagel is bi mi Vagel," brummte sie, ick kahk na mien Manier, blöwt mi mit dat Vägelkram von' Hal — dit weert letzt' Mal."

Und die eigensinnige Alte hielt Wort. Nur die hochgepriesenen Hasen briet sie noch zuweilen für ihren Landesherrn: „Dat verstah ik, äwer dat Vägelkram, — gaht mi weg — wer kann dat weten, wo se dat eten willn."

Gute Zucht.

Offizier (in der Regimentsschule vaterländische Geographie vornehmend): „Nun Corporal Mehlwurm! Sagen Sie mir ebenfalls die Grenzen der Rheinpfalz!"

Corporal: „Die Pfalz grenzt im Osten an Baden."

Officier: „Was ist Baden?"

Corporal: „Ein Großherzogthum."

Officier: „Weiter!"

Corporal: „Im Süden an Frankreich."

Officier: „Was ist Frankreich?"

Corporal (lächelt pfiffig): „Frankreich?" —

Officier: „Nun ja; wissen Sie es nicht?"

Corporal: „Ja wohl, Herr Lieutenant, ich weiß es schon!"

Officier: „Nun, also heraus damit; was ist Frankreich?"

Corporal (nach einer Pause des Nachdenkens): „Ich trau' mir's nicht zu sagen, Herr Lieutenant!"

Officier: „Ja, aber um's Himmelswillen, warum denn nicht?"

Corporal (in großer Verlegenheit): „Weil's — weil's eine Republik ist."

Der Fahrstuhl.

Humoreske im jüdischen Dialekt von Nathan Barches.

Um's Raisen is 's ä schöne Sach', — wahrhaftigen Gott ä sehr schöne Sach', awer vor for um zu machen Geschäftches und nicht for's Vergniege, denn 's is kaines d'rbai, gewiß und wahrhaftig gar kaines! Vor Allem awer soll mer nicht raisen mit sainer Frau und soll nicht gehen mit'r nach Baris und nicht wohnen dort in's Hodell Metropohl und Gott soll m'r behiten und bewähren — nicht fahren mit'n naierfundenen Fahrstuhl im finsten Stock! Gott, gerechter, was kann da nicht bassiren Alles! Mainer Lebdag werd' ich's vergessen nicht, was ich hab' ausgestanden ä Angst und ä Pain, wie main Rebekkche is gefahre hinauf, Gott, ich will's verzählen, wie's gegangen is zu: als abschreckendes Exempel von ä Baispiel will ich's verzählen.

Es is jetzt her drei Jahr, da bin ich geworden Bräutigam und mer hat mich beneidet in der ganzen Stadt, denn main Rebekkche is gewise — wahrhaftigen Gott, ich sag' nicht zu viel a bissel stark un schon etwas bei Jahre, aber trotzdem die schönste der Schönen und hat mitbekommen ihr Mitterliches: was sehr schönes, — gewiß und wahrhaftig. Deßderwegen hat se auch gehabt Verehrer und Anbeter de schwere Meng', awer se hat geyewe mir der Vorzug und hat gesagt:

„Nathan, ich will d'r nemme: ich will d'r reichen de Hand als Gattin, awer — de mußt m'r was versprechen!"

„Gott," haw ich da gesagt, „so red' main Engelche: Alles will ich d'r versprechen, Alles — wahrhaftigen Gott!"

„Nathan," hat se jetzt gesagt, „sag' uf Ehr'!"

„Non," haw' ich gedenkt, kannst's ja sagen, warum sollst de 's sagen nicht? „Uf Ehr'!" haw' ich gesagt. Da is se geworden ganz vergniegt und hat gesagt:

„Nathan," hat se gesagt, „ich hab' Dain Wort: de mußt machen mit m'r ä Raif' nach Baris!"

„Gott," haw' ich da gesagt, „mit'n allergrößten Vergniegen: mer gehen nach Baris!" Bai mir awer haw' ich gedenkt: „'s muß ja nicht sein glaich: kimmt Zeit, kimmt Rath!"

Non, mer hawen gemacht Hochzeit und nach das Dinnee fahren mer an de Aisenbahn und ich nemm' zwai Reddurbilljet nach Frankfort.

„Wie haißt?" sagt da main Rebekkche, „wißt de raisen iwer Frankfort nach Paris?"

„Nach Baris?" sag' ich, „Gott bist de meschugge? Wer wird gehen nach Baris in Hochsommer? Nach Baris muß mer gehen in Winter!"

Gott, was hat se gemacht da ä Gesicht!

„Nathan," hat se gesagt, „ich hab' dain Wort: mer raisen nach Baris, oder ich werd' raisen gar nicht!"

„Main Engelche," haw ich da gesagt, „sai doch geschaidt: was sollen mer thun bei die Hitze in Baris? De gesammte fäschionäble Welt is jetzt in's Bad, Nichts ist dort, kain Ball, kain Theater, kain Conzert, — nor verzig Grad Reomir in Schatten uf's wenigste! Drum raisen mer jetzt nor ä Bische nach Frankfort, und im Winter — ich halt d'r main Versprechen als ä Mann: im Winter raisen mer nach Baris!"

Da is se geworden wieder ganz vergniegt und hat gesagt:

„Bong", hat se gesagt, denn se kann sprechen französisch ganz gelaisig, „bong", also in Winter!" Und dann sind mer gestiegen ain und gefahren erster Classe nach Frankfort, und sind geblieben dort zwai Tage und drai Nächte, und sind gewisen sehr vergniegt. Am dritten Tag awer Morgens frih sind mer gefahren wieder haim und sind geblieben d'rhaim und gewisen aach vergniegt.

Und der Winter is gekimme und main Rebekkche, was damals is gewisen hoch indressant, sagt am ä schöne Morge:

„Nathan," hat se gesagt, „wann raisen mer nach Baris?"

Da sagt ich: „Wie haißt raisen, — raisen in dain jetzigen Zustand? Bist de meschugge? Daß de hast ä Malöhr? Gott soll m'r behiten und bewahren: For diesmal kann's nicht sain, — in nächsten Winter!"

Da is se gegangen in ihr Buddewar und hat gewaint und gewaint, awer ich bin geblieben fest und hab' gesagt: „Was nicht sain kann, kann nicht sain!"

Und der Winter is vergange und das Frihjahr is gekimme und hat uns gebracht ä prächtigs klains Bibche. Und mer haben uns gefrait sehr und habens gehaißen „Siegmund", denn main Rebekkche is sehr musikalisch und ausgesprochene Wagnerianerin, und wail se hat gesehen de Oper „De Waltyre", hat se gesagt:

„Nathan," hat se gesagt, „mer haißen unser Bibche „Siegmund", dem großen Maister zu Ehren, was hat gemacht de Siegmund in die Waltyre!"

Und ich hab 'r gelassen ihren Willen und se hat gesungen in Schlaf ihren Siegmund immer mit'n Siegmund'schen Minnegesang: „Winterstürme künden dem Wonnemond" und hat m'r angeguckt d'rbai immer ganz bedaitsam und d'rzu gelächelt, — awer de Winterstürme sind gekimme und der Winter is gekimme und hat wieder Nichts können sain mit Baris, — denn main Rebekkche is schon wieder gewesen hoch indressant. Und wie der Lenz is gekimme, haben mer gehabt aach ä klain Mädche, was mer haben gehaißen „Brünhilde", wieder dem Maister zu Ehren, was hat gemacht de Brünhilde in de Waltyre.

Und de